

MARJORIE BOWEN

DIE UNRUHIGEN
TOTEN

GESCHICHTEN DES ZWIELICHTS

Aus dem Englischen übersetzt
und mit einem Nachwort
von Andreas Fliedner

FESTA

Die Reihe FESTA WEIRD FICTION
wird herausgegeben von Andreas Fliedner.

1. Auflage Dezember 2025
Copyright © dieser Ausgabe 2025 by
Festa Verlag GmbH
Justus-von-Liebig-Straße 10
04451 Borsdorf
Kontaktadresse nach EU-Produktsicherheitsverordnung:
shop@festa-verlag.de

Titelbild: Peter Paul Rubens, Kopf der Medusa, circa 1617/1618
Alle Rechte vorbehalten

INHALT

Der Unfall	7
Ambrosines blondes Haar	9
Der Crown-Derby-Teller	43
Der Affe in uns	67
Ein Fetzen Seide	99
Ann, die Dunkle	137
Florence Flannery	169
Sie fanden mein Grab	203
Der Schildermaler und die Kristallfische	239
Elsies einsamer Nachmittag	271
Halb drei	311
Der Höllenbischof	325
Das Rezept	359
Wie Ann Leete Gerechtigkeit fand	393
Verwesung	417
Tollkraut	435
Incubus	463
Eine hartnäckige Frau	475
Nachwort	477
Bibliografische Hinweise	504
Originaltitel und Erstveröffentlichungen	506

DER UNFALL

Murchinson staunte, wie rasch er aus dem brennenden Wagen und über die Wiese entkommen war: Schon sah er die roten Flammen weit weg auf der einsamen Straße auflodern. Wie idiotisch von ihm, mit Bargrave zu streiten und dabei das verdammte Auto in den Graben zu fahren. Seit dem ersten Schock, als das Wrack in Flammen aufgegangen war, hatte er nicht aufgehört zu laufen.

Vergeblich überlegte er, warum sie gestritten hatten: Die Furcht hatte seine Erinnerung ausgelöscht. Aber eins wusste er sicher: Er hasste Bargrave. Eine merkwürdige Dämmerung lag über der Landschaft, wie bei einer Sonnenfinsternis.

Während Murchinson weiter dahinhastete, sah er plötzlich Bargrave vor sich, ebenfalls rennend – einen halb durchsichtigen grauen, nebelhaften Bargrave, der von dem tristen Wind fast auseinandergeweht wurde.

»Also hat es dich erwischt, du Dummkopf!«, schrie Murchinson triumphierend.

»Glaubst du etwa, du lebst noch?«, höhnte Bargraves Geist, und da begriff Murchinson, dass auch er keinen Körper mehr hatte und die roten Flammen nicht

von ihrem brennenden Auto stammten, sondern der Feuerschein des Ziels waren, auf das sie zurannten.

AMBROSINES BLONDES HAAR

Claude Boucher stellte fest, dass er dem 12. Dezember mit wachsender Furcht entgegensah.

Bei sich nannte er den Monat immer noch Dezember. Die neuen Monatsnamen, die man für die Jahre der Freiheit eingeführt hatte, waren seinem Herzen fremd geblieben, das immer noch an vielen der alten Traditionen hing.

Dennoch war er ein pflichteifriger Diener der neuen Republik, und es war ihm gelungen, in gefährlichen Zeiten die Gefahr zu meiden, ohne in unterwürfiger Bedeutungslosigkeit zu versinken.

Er bekleidete den Posten eines Sekretärs im Nationalkonvent, wurde gut bezahlt und man ließ ihn in Ruhe. Aus der sicheren Warte würdevoller Anonymität beobachtete er, wie größere Männer kamen und gingen. Er aß friedlich sein Abendessen und rauchte seine Pfeife, während die Henkerskarren zwischen den Gefängnissen und dem Revolutionsplatz hin- und herfuhr – der für Boucher immer noch Place Louis XVI hieß.

Er war durchaus ehrgeizig, aber er zügelte seine Ambitionen, bis ruhigere Zeiten anbrachen. Er war

nicht der Mann für eine brillante, kometenhafte Karriere, die auf der Guillotine endete. Doch genauso wenig war er Pessimist: Die Wirren der Gegenwart – er weigerte sich, in den herrschenden Verhältnissen etwas anderes zu sehen – waren nur die Geburtswehen einer beständigeren Ordnung, so erklärte er, und am Ende würden bessere Zeiten anbrechen.

Da er jung und von ausgeglichenem Temperament war und durch die gesellschaftlichen Umwälzungen nichts verloren hatte, meinte er, warten zu können, bis sich die Verhältnisse wieder stabilisierten und ordneten. Die Schrecken, die wie ein Meer aus Schmutz und Blut seine Sicherheit umbrandeten, hatten ihn kaum betroffen. Jenes Grauen, das er beim Gedanken an den 12. Dezember verspürte, war die erste Furcht, die er je empfunden hatte.

Eine unvernünftige und völlig unerklärliche Furcht.

Der erste und hauptsächliche Grund für diese Furcht war eine Kleinigkeit, eine so unbedeutende Angelegenheit, dass er sie, als er zum ersten Mal davon hörte, als gänzlich unwichtig beiseitegeschoben hatte.

Ein Deputierter der Stadt Lille hatte eine Verschwörung im Departement Béarn aufgedeckt, an der mehrere Personen beteiligt waren, die bisher als treue Freunde der Republik gegolten hatten. Die Sache war keine Staatsaffäre, musste jedoch mit einem gewissen Feingefühl behandelt werden. Der Deputierte des betroffenen Departements war auf Reisen, und es durfte nichts unternommen werden,

solange er unterwegs war. Seine Rückkehr war für den 12. Dezember angekündigt. An diesem Tag sollte Boucher, der als verlässlich und vertrauenswürdig galt, alle Unterlagen, welche die vorgebliche Verschwörung betrafen, zum Haus des Deputierten in Saint-Cloud bringen.

Zunächst hatte sich der junge Sekretär nichts dabei gedacht. Dann war er sogar ein wenig geschmeichelt von dem Hauch von Wichtigkeit gewesen, der mit dem Auftrag verbunden war.

An jenem Abend, beim Essen in dem kleinen Café in der Rue Saint-Germains, begann er an Ambrosine zu denken – eine Erinnerung, die er sich lange verboten hatte.

Sie war eine unbedeutende Schauspielerin in einem zweitklassigen Komödientheater gewesen, das in den Tagen der Schreckensherrschaft erblüht war wie eine giftige Blume, die sich von Fäulnis nährt.

Sie hatte in einem kleinen Haus auf dem Weg nach Saint-Cloud gewohnt, einem Haus am Flussufer, einem unschuldigen und bescheidenen Zuhause für Ambrosine, die weder unschuldig noch bescheiden war.

Claude Boucher hatte sie geliebt. Und jeden Abend, nach ihrem Auftritt in der wilden und frivolen Vorstellung, fuhr er sie in einer kleinen gelben, offenen Kutsche nach Hause, die früher einmal einer vornehmen Dame gehört hatte.

Sie waren recht glücklich gewesen. Ambrosine mochte Claude offensichtlich gern, und sie war ihm

treu – so glaubte er wenigstens. Er hatte Nebenbuhler, und es schmeichelte Claude, sie diesen Nebenbuhlern vorzuenthalten und ganz für sich zu beanspruchen, ja, sie beinahe wie seinen Besitz zu behandeln. Sie war nur ein Kind aus der Gosse von Saint-Antoine, aber sie war anmutig und bezaubernd und auch liebenswert mit ihrem schlichten Gemüt und ihrem Überschwang, die sie sich trotz ihrer zahllosen Falschheiten und Laster bewahrt hatte.

Sie war keine Schönheit, aber sie hatte dunkelblaue Augen und pflegte ihre Haut, sodass sie lilienweiß war, und sie hatte wundervolles Haar, das nie mit Bleiche oder Puder in Berührung gekommen war: blond, dicht und ungelockt, aber von Natur aus gewellt. Sie steckte es achtlos hoch, mit den merkwürdigsten Kämmen, die sie sich leisten konnte, aber trotz aller Bemühungen fiel es ständig über ihren flachen Busen und ihre hängenden Schultern.

In seinem Café sitzend erinnerte sich Claude an dieses blonde Haar und wie es um Ambrosines Kopf flatterte, wenn sie von der Bühne geeilt kam, mit geröteten Wangen und keuchend, halb nackt, nachdem sie vor Männern getanzt hatte, die noch erregt waren vom vergossenen Blut.

Er dachte: »Um jene Unterlagen zu überbringen, muss ich an dem Haus vorbei, wo sie lebte ...«

Er hielt inne, aber sein Gedanke setzte sich von selbst fort: »Wo sie starb.«

Vor drei Jahren war Ambrosine ermordet worden.

Eines Tages im Winter war sie nicht im Theater erschienen. Da es ein neues Spottlied gab, das sie einstudieren sollte, hatte man einen Boten zu dem kleinen Haus am Fluss geschickt.

Der Bote fand sie im Nachthemd auf dem Fußboden ihres Schlafzimmers. Ihr zerbrechlicher Leib wies unzählige Stichverletzungen auf. Das Haus war verwüstet und die wenigen armseligen Gegenstände von Wert verschwunden.

Niemand wusste irgendetwas. Das Haus lag einsam, und Ambrosine lebte allein. Die alte Frau, die ihr den Haushalt führte, kam nur für einige Stunden täglich. Es stellte sich heraus, dass sie keine Freunde oder Verwandte hatte und niemand ihren wirklichen Namen kannte – sie war nur ein Straßenmädchen aus dem Faubourg Saint-Antoine.

An jenem Abend war Claude hinausgefahren, um sie zu besuchen. Sie hatten sich ein wenig gestritten, und zwei Tage lang hatte er sich von ihr ferngehalten.

Grobe, aber mitleidige Hände hatten sie schicklich auf die geschmacklosen bunten Seidendecken unter dem Betthimmel gelegt. Das Laken war bis zum Kinn hochgezogen und ihr von Blutergüssen entstelltes und leicht verzerrtes Gesicht hatte den erschrockenen Ausdruck eines überraschten Kindes. Man hatte ihr Haar in Ordnung gebracht und unter ihrem Kopf zu einem Kissen arrangiert. Ihr kleines, spitzes Antlitz wirkte nichtssagend im Kontrast zu der unberührten Pracht ihres Haars.

Während Claude sie betrachtete, fragte er sich, wie er sie je hatte lieben können: ein so dünnes, reizloses Geschöpf. Sein einziger Wunsch war, sie zu vergessen, denn jetzt schien etwas Böses und Unheilvolles von ihr auszugehen.

Er bezahlte, was nötig war, um ihr ein Armengrab zu ersparen, und fuhr zurück nach Paris, um zu vergessen.

Niemandem fiel es schwer, Ambrosine zu vergessen. Ihre unbedeutende Tragödie kümmerte niemanden – so viel anderes geschah gerade in Frankreich. Offenkundig hatten Diebe sie um ihrer wenigen Besitztümer willen ermordet. Mit dieser Erklärung gab man sich zufrieden, denn niemand interessierte sich wirklich für sie. Im Faubourg Saint-Antoine gab es genug von ihrer Art.

Eine Weile noch hielt sie Claude bei Nacht wach. Mit der Dunkelheit kam ihr Bild und hinderte ihn am Einschlafen.

Immer sah er sie tot, mit den angespannten, leicht geöffneten Lippen, den halb geschlossenen, starren Augen, der schmalen Nase und den Wangen und dem Kinn, die sich zugleich scharf und zart von dem Kissen aus blondem Haar abhoben.

Immer tot. Wieder und wieder versuchte er sich ihr lebendiges Gesicht vorzustellen, die Bewegungen ihres Körpers, aber er bekam sie nicht zu fassen.

Er konnte sich nicht an ihre Küsse oder die Wärme ihrer Umarmung erinnern. Aber wie sich die kalte und zugleich weiche Wange der Toten unter seiner

flüchtigen Berührung angefühlt hatte, das konnte er noch lange spüren.

Jedoch nach einiger Zeit befreite er sich von Ambrosine. Er vergaß.

Jetzt, wo er an den Weg dachte, den er am 12. Dezember nehmen musste, kam die Erinnerung wieder.

Nicht dass er sich vor dem Haus oder dem Ort fürchtete. Er hatte schlicht seit ihrem Tod keinen Anlass gehabt, noch einmal dorthin zu gehen. Vielleicht wohnten jetzt andere Leute dort, oder möglicherweise hatte man das Haus sogar abgerissen. Jedenfalls würde er einen Bogen um den verlassenen Park machen.

Aber es war absurd, anzunehmen, dass er Angst vor jenem Haus hatte oder den Weg vermeiden wollte, den er zum letzten Mal genommen hatte, als er von ihrem Totenbett kam. Es war alles vorbei und vergessen. Das sagte er sich. Aber er begann, sich wieder an Ambrosine zu erinnern, und die Erinnerung war stets mit einem schwachen Gefühl des Grauens verbunden.

An jenem Abend erwachte seine Furcht.

Er ging spät nach Hause in seine Wohnung in der Nähe des Cafés, und gleich nach dem Einschlafen träumte er einen Traum, der die Klarheit und Kraft einer Vision hatte:

Er träumte, es wäre der 12. Dezember und er unterwegs nach Saint-Cloud. Er hatte die Unterlagen bei sich, die er dem Deputierten von Béarn übergeben sollte.

Es war ein kalter, klarer, schwermütiger Nachmittag und die Stille des Traums umgab ihn, während er dahinritt.

Als er das große eiserne Tor des verwilderten Parks erreichte, begann sein Pferd zu lahmen. Er war nicht mehr weit von seinem Ziel entfernt und beschloss, zu Fuß weiterzugehen. Nachdem er das Pferd bei einem kleinen Wirtshaus untergestellt hatte, machte er sich auf den Weg durch den Park.

Er sah alles ganz deutlich vor sich: die breiten Alleen kahler Bäume, die mit Laub übersäten ungepfligten Rasenflächen, die Karpfenteiche und Brunnen mit ihren dem Zerfall preisgegebenen Statuen und überwucherten Bassins, die Beete, in denen vor noch nicht allzu langer Zeit Blumen geblüht hatten und die jetzt völlig verwahrlost aussahen; und zu seiner Rechten stets das bleiche Band des Flusses, das zwischen den Bäumen hindurchschimmerte.

Während er voranschritt und die Dämmerung den weitläufigen Park immer mehr im Schatten versinken ließ, bemerkte er, dass er einen Begleiter hatte. Jemand ging neben ihm und glich seine Schritte den seinen an. Er konnte Kopf und Gesicht des Mannes, die ununterscheidbar mit den Schatten verschwammen, nicht erkennen, aber er sah, dass er einen grünen Rock mit dunkelblauen Posamentenverschlüssen trug.

Und sogleich begann dieser Begleiter, ihm ein unsagbares Grauen und unsagbare Furcht einzuflößen. Er beschleunigte seine Schritte. Doch mit der stummen

Unerbittlichkeit des Traums blieb der andere stets an seiner Seite. Der Tag war inzwischen jenem gleichförmigen, farblosen Licht gewichen, das derartigen Visionen gewöhnlich zu eigen ist. Die Bäume und das Gras standen bewegungslos, die Wasseroberfläche war vollkommen glatt.

Jetzt erreichten Claude und die Gestalt, die nicht von seiner Seite wich, ein flaches Karpfenbassin, das ausgetrocknet und mit grünem Moos überwachsen war. Eine Baumgruppe streckte ihre kahlen Äste darüber aus. Hinter dem Becken ragte gesichtslos und unheilvoll eine Steinfigur auf. Claude konnte sich an die Stelle nicht erinnern, obwohl ihm der Park von Saint-Cloud wohlvertraut war.

Sein Begleiter hielt an und bückte sich, um die Schnallen seiner Schuhe festzumachen. Claude wäre gern weitergegangen, konnte sich jedoch nicht rühren. Der andere erhob sich, ergriff seine Hand und führte ihn mit eiligem Schritt über das trockene Gras.

Sie näherten sich dem Flussufer und einem Haus, das dort am Rand des Parks stand.

Claude kannte das Haus. Die Fensterläden waren geschlossen, so wie er es von seinem letzten Besuch bei Ambrosine in Erinnerung hatte. Der Garten war eine Wildnis: Er bemerkte einen Brombeerstrauch, dessen Ranken kreuz und quer die Eingangstür versperrten.

»Es war wohl nicht so einfach, das Haus neu zu vermieten«, hörte er sich selbst sagen.

Sein Begleiter ließ seine Hand los, riss mit einem Ruck einen morschen Fensterladen im Erdgeschoss auf und kletterte ins Innere des Hauses. Claude folgte ihm wie unter einem Zwang.

Er erblickte sehr deutlich (so wie er alles in seinem Traum sehr deutlich gesehen hatte) das schreckliche ärmliche, unordentliche Zimmer von Ambrosine.

Dann überkam ihn ein durchdringenderes und heilloseres Grauen. Plötzlich und unabweislich wusste er, dass sein Begleiter Ambrosines Mörder war.

Und während seine Lippen sich zu einem Schrei verzogen, kam die Kreatur mit erhobenem Messer auf ihn zu und packte ihn bei der Kehle. Und er wusste, dass er nun umgebracht würde, so wie sie umgebracht worden war, dass ihre Schicksale miteinander verknüpft waren und dass ihr Geschick, dem er versucht hatte zu entrinnen, nun auch ihn ereilen würde.

Das war der Höhepunkt des Traums und er erwachte. Bis zum Morgen lag er wach und noch bei Tageslicht verfolgte ihn der Traum mit heftigem und überwältigendem Schrecken.

Er war umso grauenhafter, als er sich mit der Wirklichkeit mischte: Erinnerungen an Tage, die er tatsächlich erlebt hatte, verschwammen mit der Erinnerung an jenen schrecklichen geträumten Tag, und Erinnerungen an Ambrosine mischten sich mit jener Vision ihres verlassenen Zuhauses.

Die Vergangenheit und der Traum verschmolzen zu einer Einheit und ließen die tote Frau zu einem

Gegenstand des Grauens werden, widerwärtig und abstoßend. Nur noch mit Schauern erinnerte er sich an ihre fröhlichsten gemeinsamen Augenblicke oder an das kleine Theater, in dem sie aufgetreten war.

So vergingen drei Tage, und dann träumte er den Traum erneut.

In allen Einzelheiten durchlebte er ihn genauso wie beim ersten Mal, und trotz aller Anstrengung gelang es ihm nicht zu erwachen, bevor der Traum seinen Endpunkt erreicht hatte und sich der Griff von Ambrosines Mörder um seinen Hals schloss und die Klinge in seine Seite fuhr.

Es war jetzt nur noch eine Woche bis zum festgesetzten Tag seiner Reise. Er hätte versuchen können, sich dem Auftrag zu entziehen, sich krankzumelden oder jemand anderen zu bitten, die Mission zu übernehmen. Aber daran dachte er kaum. Was die Angelegenheit so grauenhaft machte, war nicht zuletzt das Gefühl, es sei unvermeidbar, die Reise anzutreten – er würde sie nicht umgehen können, so sehr und so verzweifelt er sich auch bemühte.

Zudem hatte er seine hellen, vernünftigen Momente, in denen es ihm gelang, zu erkennen, wie narrisch es war, sich von einem Traum beunruhigen zu lassen. Einem Traum, in dem er sich an eine kleine Tänzerin erinnerte, in die er einmal verliebt gewesen war, und sie mit einer Reise in Verbindung brachte, die ihn an ihrem einstigen Zuhause vorbeiführen würde.

Das war letztlich alles: bloß ein Traum und eine Erinnerung.

In solchen besonnenen Momenten sagte er sich, dass nichts Seltsames daran sei, wenn seine bevorstehende Reise nach Saint-Cloud in ihm Erinnerungen an Ambrosine weckte und beides in einem Traum zusammenfloss.

Er lenkte sich ab, indem er sich tiefer in das wilde, stürmische Pariser Leben stürzte, den zahllosen Tragödien lauschte, die täglich Stadtgespräch waren, und die gesetzlosesten und elendsten Viertel durchstreifte. Eines Tages sah er sich sogar – zum ersten Mal – die Hinrichtungen an. Die wirklichen Schrecken, so hoffte er, würden das eingebildete Grauen, das ihn bedrängte, in Schach halten.

Aber das erste Opfer war eine junge Frau mit Händen, die rot vor Kälte waren, einem verhärmtten Mund und blondem Haar, das oben auf ihrem kleinen Kopf hochgesteckt war. Ihre Augen, über die sich bereits die Trübe des Todes gelegt zu haben schien, starrten in Claudes Richtung. Er wandte sich mit einer so brüsken Bewegung ab, dass die Menge, die sich um ihn drängte, wütend protestierte.

Claude streifte durch die kalten, windigen Pariser Straßen und dachte an den 12. Dezember, der immer näher kam, wie an seinen Todestag. Seine innere Unruhe wurde so überwältigend, dass er sich instinktiv an seinen einzigen Freund wandte, so wie sich ein Mensch in der Dunkelheit dem einzigen Lichtschein zuwendet.

René Legarais war ebenfalls Sekretär im Nationalkonvent und Claudes wichtigster Vertrauter und Ratgeber: ein paar Jahre älter als er und, wie er, nüchtern, ruhig, fleißig und ausgeglichen.

Als Claude ihn in seiner Wohnung in der Nähe des Pré-aux-Clercs aufsuchen wollte, war er nicht zu Hause. René war noch in der Abgeordnetenversammlung.

Claude wartete. Schon der Anblick des behaglichen, vertrauten Zimmers mit den Büchern, der Lampe, dem Kaminfeuer und dem Kaffeeservice, das auf die Rückkehr seines Freundes wartete, ließ ihn wieder Mut fassen.

Er versuchte nun mit Macht, seinen Wahn mit Vernunftgründen zurückzudrängen.

Er würde René alles erzählen und dabei würde er selbst erkennen, wie absurd die ganze Angelegenheit war, und sie würden gemeinsam bei einem Glas Wein darüber lachen.

Auch René, so erinnerte er sich, war damals in Ambrosine verliebt gewesen, doch auf eine närrische, gefühlsselige Art – Claude musste lächeln, als er daran dachte. Vermutlich wäre René tatsächlich bereit gewesen, das kleine Geschöpf zu heiraten. Sie hatte Renés respektvolle Art, ihr den Hof zu machen, sogar mit Wohlwollen betrachtet (so hieß es zumindest), bis Claude auf der Szene erschienen war, forscher im Auftreten, strahlend, gut aussehend und freigiebig.

René hatte sich als guter Verlierer erwiesen, und das alles war lange her und sie hatten es beide längst vergessen. Claude fragte sich, warum er ausgerechnet jetzt

daran dachte, während er hier in dem warmen, hellen Zimmer saß. Nur weil er nervös und angespannt und besessen von jenem sonderbaren Traum war.

René kam zur üblichen Zeit nach Hause. Sein Gesicht war gerötet vom scharfen Wind, und er schüttelte die Regentropfen von seinem Wollmantel. Er war ein blasser junger Mann mit dichtem braunem Haar, nichtssagenden Gesichtszügen und einem Muttermal auf der Oberlippe. Er sah ungesund und grüblerisch aus und trug bei der Arbeit eine Brille mit Horngestell.

»Wo warst du heute Nachmittag?«, fragte er. »Dein Schreibtisch war leer.«

»Mir ging es nicht gut«, sagte Claude.

René sah ihn flüchtig an.

Jetzt sah Claude ziemlich gesund aus, sein schönes, gebräuntes Gesicht hatte durch die Wärme des Feuers Farbe angenommen, seine schlanke Gestalt war behaglich in einem Ledersessel mit breiten Armlehnen ausgestreckt und auf seinen Lippen lag ein leicht spöttisches Lächeln.

»Ich habe mir die Hinrichtungen angesehen«, fügte er hinzu.

»Puh!«, sagte René.

Er trat ans Feuer und wärmte sich die Hände, die steif und rot vor Kälte waren. Sie erinnerten Claude an die Hände der jungen Frau, die er auf der Plattform der Guillotine gesehen hatte.

»Es war das erste Mal«, sagte Claude, »und ich werde nicht wieder hingehen.«

»Ich war noch nie dort«, bemerkte René.

»Da war eine junge Frau«, brach es aus Claude heraus.

»Da sind immer auch Frauen, glaube ich.«

»Sie war ziemlich jung.«

»Ja?« René blickte auf. Er war sich bewusst, dass Claude von ihm erwartete, Interesse zu zeigen.

»Und sie ... ähnelte Ambrosine.«

»Ambrosine?«

»Du erinnerst dich doch?«, sagte Claude ungeduldig, »die kleine Tänzerin ... aus Saint-Cloud.«

»Oh, wie bist du denn auf die gekommen?« René wirkte erleichtert, so als ob er etwas weitaus Furchtbareres und Schrecklicheres erwartet hätte.

»Das würde ich selbst gern wissen ... Warum habe ich an sie gedacht? Ich war mir sicher, dass ich sie vergessen hatte.«

»Ich hatte sie auf jeden Fall vergessen.«

»Ich ebenfalls.«

»Was hat dich an sie erinnert?«

Claude rang mit sich. Seine Ängste kamen ihm auf einmal lächerlich vor.

»Ich muss nach Saint-Cloud«, sagte er schließlich.

»Wann?«

»Am Zwölften.«

»Im Auftrag des Konvents?«

»Ja.«

»Und das hat dich an sie erinnert?«

»Ja ... Weißt du«, erklärte Claude zögernd, »seitdem bin ich nicht mehr da gewesen.«

»Seitdem nicht mehr?«, fragte René nachdenklich und schien zu begreifen.

»Und kürzlich hatte ich einen Traum.«

»Ach, Träume«, sagte René. Er zuckte leicht mit den Schultern und drehte sich zum Feuer.

»Träumst du manchmal?«, fragte Claude, der sich scheute, das Thema zu vertiefen, sich aber gleichzeitig durch Reden Erleichterung verschaffen wollte.

»Wer träumt heutzutage nicht ... in Paris?«

Claude dachte an das dünne Mädchen auf den Stufen der Guillotine. »Es gibt viel Stoff zum Träumen in Paris«, bestätigte er und fügte bedrückt hinzu: »Ich wäre besser nicht zu den Hinrichtungen gegangen.«

René bereitete den Kaffee zu. Er lachte gutmütig.

»Komm schon, Claude, was ist los mit dir? Was bedrückt dein Gewissen?«

»Ambrosine.«

René zog die Augenbrauen hoch. »Hast du in ganz Paris in drei Jahren keine Frau gefunden, die dich Ambrosine hat vergessen lassen, du armer kleiner Dummkopf?«

»Ich hatte sie vergessen«, erwiderte Claude wütend. »Aber diese verfluchte Reise ... und dieser verfluchte Traum ... haben die Erinnerung geweckt.«

»Du bist nervös, überarbeitet«, erwiderte sein Freund. Und es stimmte tatsächlich, dass Claude sich in den letzten paar Wochen mit verzweifelter Energie in die Arbeit gestürzt hatte. Er griff die Erklärung nur allzu bereitwillig auf.

»Jaja, das wird es sein ... und dann diese Zeiten ... da wird jeder nervös ... Tod und Zerstörung, wohin man blickt, und es erwischt so viele, die man kennt.«

René schenkte den Kaffee ein, nahm seine Tasse und machte es sich in dem Sessel Claude gegenüber bequem. Er trank und reckte seine Glieder wie jemand, der angenehm erschöpft ist.

»Letzten Endes musst du diese Reise doch gar nicht machen«, sagte er nachdenklich. »Es gibt Dutzende, die sie für dich übernehmen würden.«

»Das ist es ja gerade. Ich fühle mich *gezwungen*, sie anzutreten, so als ob ich mich der Sache durch keine Willensanstrengung entziehen könnte.« Er zögerte einen Moment, dann fügte er hinzu: »Das ist ein Teil des Grauens.«

»Des Grauens?«

»Der ganzen Angelegenheit ... Begreifst du nicht, wie grauenhaft sie ist?«, fragte Claude ungeduldig.

»Mein lieber Freund, wie soll ich das begreifen, wenn du mir nicht erzählst, wovon dieser ominöse Traum handelt?«

Claude errötete und sah ins Feuer. Am Ende, so dachte er, war René zu beschränkt, um seine Heimsuchung zu begreifen ... Und die Sache wirkte tatsächlich albern, jetzt, da er hier sicher und behaglich im Warmen saß.

»Der Traum ähnelt einer Vision«, sagte er. »Ich hatte ihn drei Mal. Er ist wie eine Vision von meiner Reise nach Saint-Cloud.«

René wartete gespannt.

»Er ist so wirklichkeitsgetreu«, fuhr Claude fort,
»und jedes Mal genau gleich.«

»Erzähl ihn mir.«

»Oh, es ist nur ... Ich reite bis zum Tor, lasse das lahme Pferd zurück, dann gehe ich durch den Park und dann ...«

»Was dann?«

»Taucht der Mann auf, der neben mir geht.«

»Kennst du ihn?«

»Ich sah kaum sein Gesicht.«

»Und weiter?« René versuchte hartnäckig, Claudes offenkundigen Unwillen zu überwinden.

»Schließlich kamen wir zum Haus von Ambrosine.«

»Ach ja, sie wohnte dort am Ufer des Flusses ...«

»Du erinnerst dich daran ...«

»Wir waren nie vertraulich miteinander«, lächelte René. »Ich glaube nicht, dass ich sie je zu Hause besucht habe. Aber du kanntest ihr Haus natürlich?«

»Ich habe es gesehen, als ob es wirklich wäre ... Es war verrammelt, verlassen und verfallen. Mein Begleiter brach die Fensterläden auf und stieg durchs Fenster. Ich folgte ihm. Das Zimmer war verwahrlost, ohne Möbel. Als ich mich umsah ...«

Er schauderte, trotz aller Selbstkontrolle.

»... zeigte der Unhold, der mich begleitete, sein wahres Gesicht. Ich wusste, dass er Ambrosines Mörder war, und er stürzte sich auf mich, wie er sich auf sie gestürzt hatte.«

René schwieg einen Augenblick.

»Warum sollte Ambrosines Mörder dich umbringen wollen?«, fragte er schließlich.

»Woher soll ich das wissen? Ich erzähle dir bloß meinen Traum.«

»Ein außergewöhnlicher Traum.«

»Glaubst du, er ist eine Warnung?«

»Eine Warnung?«

»Vor etwas, das passieren wird?«

»Er ist offensichtlich absurd«, sagte René ruhig.

»Ja, absurd ... Und doch kommt es mir vor, als würde der 12. Dezember mein Todestag sein.«

»Du hast zu viel über den Traum nachgegrübelt ... Du mußt ihn dir aus dem Kopf schlagen.«

»Das kann ich nicht«, erwiderte Claude heftig.

»Das kann ich nicht!«

»Dann mach die Reise nicht.«

»Ich sage dir, das liegt nicht in meiner Macht.«

René sah ihn durchdringend an. »Wie kann ich dir dann helfen?«

Claude schloss aus dem Blick seines Freundes, dass dieser an seinem Verstand zweifelte.

»Nur, indem du dir mein törichtes Geschwätz anhörst«, sagte er lächelnd.

»Hilft dir das?«

»Ich hoffe es. Weißt du, die ganze Sache ... dieses arme Mädchen ... Ich bin wie besessen davon, bei Tag und Nacht.«

»Seltsam.«

»Seltsam, in der Tat.«

»Nachdem du sie vergessen hattest.«

»Ja, ich hatte sie vergessen«, sagte Claude.

»Ich auch, ehrlich gesagt.«

»Warum sollte man sich daran erinnern? Es war eine merkwürdige Angelegenheit.«

»Ihr Tod?«

»Ja, der Mord.«

»Was sollte daran besonders merkwürdig sein? Ein kleines Flittchen, das allein lebte und seine paar Wertsachen tönicht zur Schau stellte ... Sie hat das Schicksal herausgefordert.«

»Aber sie besaß kaum etwas ... ein bisschen unechten Schmuck, ein paar Münzen. Und wer hätte davon wissen sollen?«

René zuckte die Schultern und stellte seine leere Kaffeetasse ab.

»Und es hieß, dass die paar armen Leute, die in der Nähe wohnten, sie gern mochten ...«

»Es gibt immer räuberische Vagabunden, die nur auf eine solche Gelegenheit warten.«

»Ja, aber es war doch seltsam ...«

René unterbrach ihn unwillig. »Warum müssen wir das wieder aufwärmen?«

Claude starrte ihn an, wie erstaunt über sich selbst. »Ja, warum?«

»Das sind ungesunde, unvernünftige Gedanken, Claude. Reiß dich zusammen. Vergiss diese Sache.«

Claude lachte auf. Es klang nicht schön.

»Vermutlich verfolgt mich ihr Geist.«

»Wie kommst du darauf? Du hast ihr kein Unrecht getan.«

»Sie liebte mich.«

Jetzt war es an René, zu lachen.

»Um Gottes willen!«, sagte Claude heftig. »Sie liebte mich ... Ich glaube, sie liebt mich immer noch. Deshalb lässt sie mich nicht in Ruhe ...«

René erhob sich und machte ein paar Schritte von ihm weg.

»Wovon redest du?«, fragte er.

»Ich sage, sie liebt mich ... und deshalb versucht sie, mich zu warnen.«

»Du glaubst, sie ist es?«

»Ambrosine ... ja.«

»Du darfst dir solche Grillen nicht erlauben, mein armer Freund.«

»Du hast recht, mich zu bemitleiden. *Ich* habe sie *nie* geliebt. Ich glaube, ich habe sie verabscheut, als sie tot war. Ich verabscheue sie jetzt. Warum kann sie nicht still in ihrem Grab liegen und mich in Frieden lassen?«

Er erhob sich und ging mit unsicherem Schritt im Zimmer auf und ab.

René lehnte gegen den Tisch und beobachtete ihn.

»Wie sah das Haus aus ... in deinen Träumen?«

»Ich habe es dir doch gesagt.«

»Verfallen ... verwahrlost?«

»Und verpestet. Ein Hauch des Todes wehte hindurch ... wie der Geruch von geronnenem Blut.«

»Es kommt mir unwahrscheinlich vor«, sagte René, »dass es leer steht. Wenn es bewohnt wäre, würde das deinen Glauben an deine Vision nicht erschüttern?«

Claude blieb stehen.

Daran hatte er nicht gedacht.

»Nun denn«, lächelte René, »schicke jemanden hin, der sich das Haus ansieht.«

»Wer sollte darin wohnen wollen ... nach dem, was dort geschehen ist?«

»Pah! Glaubst du, das macht den Leuten heutzutage etwas aus? Dann wäre die halbe Stadt unbewohnt. Die Miete wird billig sein, vermute ich, und das Haus wird jemandem gehören. Ich kann mir nicht vorstellen, dass man es dem Verfall überlassen hat. Das war deine Fantasie.«

»Vielleicht schicke ich jemanden hin, um es sich anzusehen«, überlegte Claude.

»Das würde ich dir raten ... Finde es vor dem Zwölften heraus. Und wenn dort jemand wohnt, wovon ich ausgehe, dann wird sich dieser ganze Unsinn in deinem Kopf in Luft auflösen, und du kannst beruhigt deine Reise antreten.«

»Das werde ich tun«, erwiderte Claude dankbar. »Ich wusste, dass du mir helfen würdest ... Verzeih mir, dass ich dir zur Last gefallen bin, René.«

Sein Freund lächelte.

»Ich will, dass du vernünftig bist. Nichts wird passieren. Die Unterlagen für den Deputierten sind letztlich nicht so wichtig. Niemand würde dich deswegen umbringen.«

»Oh, es hatte nichts mit dem Deputierten zu tun, sondern mit Ambrosine.«

»Vergiss Ambrosine«, sagte René mit Nachdruck.

»Sie lebt nicht mehr, und so etwas wie Geister gibt es nicht.«

Claude lächelte. Er dachte daran, dass René selbst einst Gefühle für Ambrosine gehegt hatte. Davon war er offensichtlich kuriert. Warum gelang es ihm nicht ebenfalls, sich die kleine Tänzerin endgültig aus dem Kopf zu schlagen?

Auch ihm bedeutete Ambrosine schon lange nichts mehr.

Aber er schämte sich, weiter von seinen Ängsten und Fantasien zu sprechen.

»Du hast mir sehr geholfen«, erklärte er. »Ich werde nicht weiter über die Angelegenheit nachdenken. Schließlich wird der Zwölfte bald vorbei sein, und dann wird die Sache keine Bedeutung mehr haben.«

René lächelte, anscheinend erleichtert darüber, dass Claude seinen Optimismus wiedergewonnen hatte.

»Aber denk daran, jemanden zu schicken, der sich das Haus ansieht«, sagte er. »Dann wirst du deine Reise mit leichterem Herzen antreten.«

»Sogleich ... morgen.«

Sie verabschiedeten sich und Claude ging durch die kalten Straßen nach Hause.

Sobald er das hell erleuchtete Zimmer und die Gesellschaft seines Freundes hinter sich gelassen hatte, kehrte die alte, zermürende Furcht zurück.

Er beeilte sich, in seine Wohnung zu kommen, in der Hoffnung, in der vertrauten Umgebung Erleichterung zu finden, und zündete alle Kerzen an, die er finden konnte.